Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 30 — Donnerstag, [illegible]. Oktober — 1930

Das große Erdbeben von Lissabon

(1. November 1755.)

Von Ernst Herbert Petri.

Wie stets, wenn derartige Katastrophen über die Menschheit hereinbrechen, so fanden wir auch kürzlich gelegentlich des Erdbebens in Mittelitalien in unseren Zeitungen kurze Ueberblicke über die wichtigsten Naturereignisse dieser Art, soweit sie in geschichtlicher Zeit eingetreten sind. Unter allen diesen Erdbeben, die nicht in unsere Epoche selbst fielen, ist das von Lissabon im Jahre 1755 für uns von höchstem Interesse. Es stellt die erste große derartige Katastrophe dar, die von ernst zu nehmenden Wissenschaftlern untersucht wurde. So war Kant einer der ersten, der eine Abhandlung über die wahrscheinlich im Zusammenhang mit Lissabon erfolgten späteren Erderschütterungen des Jahres 1755 schrieb. Ihr verdanken wir es nicht zum geringsten Teil, wenn die Aufmerksamkeit des großen Publikums erregt und im Zusammenhang damit dank sofort einsetzender Nachforschungen eine Fülle wertvoller Angaben über den Verlauf des Erdbebens gesammelt wurde und uns erhalten blieb.

Greifen wir hier die Schilderung eines Augenzeugen heraus, des englischen Kaufmanns Braddock. Sie beginnt mit den Worten: „Keinen schöneren Morgen konnte man gesehen haben als den des 1. November." Er saß um halb zehn Uhr vormittags an seinem Schreibtisch, als dieser in sanft zitternde Bewegung geriet. Gleich darauf wurde das ganze Haus erschüttert, als rolle ein schwerer Lastwagen durch die Straße. Braddock horchte auf und vernahm ein Getöse, das aus der Erde zu kommen schien und dem Grollen fernen Donners glich. Ein Erdbeben! Er warf die Feder fort und sah einen Augenblick lang durch das Fenster hindurch, wie die gegenüberliegenden Häuser zusammenbrachen. Er stürzte die Treppe hinunter und erreichte die Straße in dem Augenblick, da sein eigenes Haus zusammenstürzte. Er kroch auf Händen und Füßen über die Trümmer hinweg und erreichte das Ufer des Tajo. Wenige Sekunden später erfolgte der zweite Stoß, der wohl schwächer als der erste, aber immer noch stark genug war, um die schon beschädigten Gebäude vollends zu zertrümmern.

Braddock wollte sich an den neuen Hafenkai retten, auf dem schon Tausende von Menschen Zuflucht gesucht hatten, weil die Trümmer der stürzender Häuser sie dort nicht erreichen konnten. In diesem Augenblick schien es, als wolle sich das Meer von der Küste zurückziehen, vor dem Erdbeben fliehen. Es saugte eine Anzahl Boote und größerer Fahrzeuge mit sich. Gleich darauf aber brauste eine ungeheure Welle heran — von verschiedenen Zeugen wird ihre Höhe auf rund zwanzig Meter angegeben —, riß die Anker der im Hafen liegenden Schiffe hoch, daß sie oben auf dem Wasser zu schwimmen schienen, und begrub den ganzen Kai unter sich. Als die Woge zurückgeflutet war, blieb weder von der Hafenmauer noch den Tausenden, die auf ihr gestanden hatten, eine Spur zurück.

Sechs Minuten dauerte das ganze Erdbeben. Es vernichtete eine Stadt, die damals weit größere Bedeutung hatte als heute und noch der Mittelpunkt eines riesigen Kolonialreiches war, es kostete 60 000 Menschen das Leben.

Dies war, mit kurzen Worten geschildert, der Verlauf der Katastrophe in unmittelbarer Nähe des Erdbebenherdes. In den nächsten Monaten konnte nun durch sorgfältige Sammlung gleichzeitiger Beobachtungen festgestellt werden, daß sich das Schüttergebiet des Lissaboner Erdbebens über ganz Westeuropa ausdehnte und somit größer war als das irgend einer gleichartigen Katastrophe. Es erstreckte sich südlich bis auf den dreißigsten Breitengrad, die heutige Grenze zwischen Marokko und Rio de Oro. So stürzte bei Tanger ein Teil eines Vorgebirges ein, und die Stadt selbst wurde beschädigt. In der Stadt Marokko fielen einzelne Straßenzüge ein. Unweit der Stadt soll ein Dorf versunken sein. Vor dem Hafen von Mogador, der bis dahin nur für flachgehende Boote benutzbar war, versanken die Klippen, so daß die Reede seitdem eine durchschnittliche Tiefe von dreißig Metern besitzt.

Auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel, in Frankreich, in der Poebene bis östlich von Mailand wurden Erdstöße verschiedener Stärke wahrgenommen. Mittel- und Unteritalien blieben von Erschütterungen verschont, doch die Rauchwolke über dem Vesuv, die seit einigen Tagen stärker geworden war, schlug im Augenblick des Erdbebens in den Krater zurück.

In der Schweiz zogen sich verschiedene Seen für Sekunden vom Ufer zurück. Dutzende von Quellen wurden trübe, Wasserläufe stauten sich für Augenblicke. Der Untersee stieg bei Stein um mehrere Fuß. Auch ganz Schwaben verzeichnete Erderschütterungen. In Teplitz in Böhmen warf die Hauptquelle plötzlich derartige Wassermengen aus, daß kurz darauf alle Bäder überliefen. Die Seen der Mark Brandenburg wiesen ähnliche Erscheinungen auf wie die der Schweiz. In Hamburg schwankten die Kronleuchter in den Kirchen. Die Eider staute sich. Noch zahlreicher waren die Begleiterscheinungen des Erdbebens auf den britischen Inseln. Dort entstand in einem Bergwerk bei Bakewell ein mit der Erzader parallel laufender Riß von 450 Fuß Länge und einem halben Fuß Breite. Auch Schweden und Norwegen wußten von Erschütterungen zu melden. Im Götatal sollen sogar Bäume entwurzelt worden sein. So erstreckte sich das Schüttergebiet auf rund zweieinhalb Millionen Quadratkilometer des europäischen und des afrikanischen Kontinentes.

Die Flutwelle wirkte sich noch in weit größerem Maße aus. Sie erreichte etwa zwanzig Minuten später Madeira und war neun Stunden später an der Küste der westindischen Inseln Antigua, Barbados, Martinique eingetroffen. Aus diesen beiden Zeitangaben ist zu ersehen, daß die Schnelligkeit der wellenförmigen Fortpflanzung allmählich nach Westen abnahm, so daß der Herd des unterseeischen Bebens unmittelbar an der portugiesischen Küste zu suchen war.

Aus allen diesen Beobachtungen ging hervor, daß die Lissaboner Katastrophe durch eines der heftigsten Erdbeben hervorgerufen worden war, die je unsere Erdrinde erschütterten. Eine lange Reihe ähnlicher, wenn auch längst nicht so bedeutender Naturereignisse ging ihm voraus. Die Erklärung für diese starke Erdbebenhäufigkeit des Unterlaufes des Tajos finden wir im geologischen Aufbau der portugiesischen Küste. Das Gebiet ist eine Erdscholle, die im Nordosten durch den großen Stufenabfall der Gebirge um die Sierra da Estrella begrenzt wird, der ursprünglichen Fortsetzung der Küstenlinie. An diesen Steilabhängen enden unvermittelt die kristallinischen Massengesteine, während das Land zu ihren Füßen jüngeren geologischen Formationen angehört, die noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Diese Scholle ist in verhältnismäßig neuer Zeit aus dem Atlantischen Ozean emporgehoben worden und setzt sich in südwestlicher Richtung unter dem Meere fort, wo in unmittelbarer Nähe der Küste der Herd des Lissaboner Erdbebens zu suchen ist.

Die versteinerte Schuhsohle von Nevada

Ist das „Paradies" die Verbildlichung einer untergegangenen hohen Kultur? — Eine Sandale, die vielleicht fünf Millionen Jahre zählt.

Von Howard F. Gibson - St. Louis.

Zufällige Entdeckungen haben der Wissenschaft in Hunderten von Fällen zu größeren Fortschritten verholfen als manche mühsame jahrelange Forschung. Sollten wir auch bei der versteinerten Schuhsohle von Nevada wieder vor einem solchen Fall stehen? Oder sind hier durchaus ernst zu nehmende Forscher einer geschickten Mystifikation zum Opfer gefallen?

Hier die Tatsachen: Kürzlich fand ein amerikanischer Geologe, der in den Bergen Nevadas Fossilien suchte, einen Kalkstein mit dem Eindruck einer menschlichen Fußsohle. Ein Laie wäre vielleicht achtlos darüber hinweg gegangen oder hätte höchstens gedacht: Irgend ein Indianer hat vor langen Jahren einmal seine Spur hinterlassen. Würde er bei Karl May in die Lehre gegangen sein, so wäre ihm eine derartige Ungeschicklichkeit nie unterlaufen.

Unser Geologe aber blieb verdutzt stehen. Er war zwar kein Fährtenleser wie der selige „Old Shatterhand", aber dieser Fußabdruck brachte ihn geradezu aus dem Gleichgewicht. Denn er sagte seinem gesunden Menschenverstand nicht weniger als: Fünf Millionen Jahre sind vergangen, seitdem der Kalkschlamm, aus dem dieser Stein besteht, erstarrte. Also muß der Mensch, der diesen Sohlenabdruck hinterließ, vor mehr als fünf Millionen Jahren gelebt haben.

Diese Erkenntnis war für den Geologen noch mehr als verblüffend. Damit fiel ja die Theorie vom Pekingmenschen als dem ältesten Vorfahren unseres Geschlechts in sich zusammen, da die Wissenschaft diesem nur ein Alter von einer Million Jahren zugestand. Diese Entdeckung hier mußte von epochemachender Bedeutung werden.

Das waren wohl die Gedanken, die das Hirn des amerikanischen Geologen durchkreuzten, als er den geheimnisvollen Kalkstein fand. Nun hob er ihn auf und betrachtete den Abdruck näher. Seine Verblüffung wuchs. Wenn hier überhaupt noch von Verblüffung die Rede sein kann. Denn es war nicht der Abdruck allein, den der Kalkschlamm vor Jahrmillionen zurückbehalten hatte, sondern — eine Ledersohle, die versteinerte Leder sohle einer Sandale! Zwar fehlte die Sohlenspitze, aber Mitte und rückwärtiger Teil waren deutlich erkennbar. Der Größe nach mochte sie einem zehnjährigen Jungen gehört haben.

Dann entdeckte der Geologe noch etwas an seinem Fund: Die Sohlenräder waren genäht. Hunderte von regelmäßigen Stichen säumten die ganze Sohle, und diese war so sauber abgeschnitten, als habe die Hand eines Meisters ein scharfes Messer geführt. Daß die Sandale, zu der die Sohle einst gehört hatte, auch häufig getragen worden war, bewies ihre Abnutzung an der Stelle, wo die Ferse geruht haben mußte. Wenn nicht alle Anzeichen trogen, so hatte vor mehr als fünf Millionen Jahren hier in Nevada ein der Wissenschaft noch vollkommen unbekannter Menschentyp gelebt, der kulturell nicht niedriger stehen konnte als die Indianer des Westens vor tausend oder zweitausend Jahren. Vor fünf Millionen Jahren schon Menschen auf hoher Kulturstufe, während doch der Neanderthaler, der vor nur 50 000 Jahren lebte, nicht viel besser gewesen war als ein Tier!

Die Entdeckung warf alle bisherigen Pläne des Geologen über den Haufen. Er legte den Stein namhaften Gelehrten zur Untersuchung vor. Die einen meinten: „Es kann sich gar nicht um Menschenwerk handeln, so verblüffend ähnlich der Fund auch einer Sandalensohle sieht, denn die ganze Anthropologie würde in ihren Grundfesten erschüttert werden. Die Natur hat uns hier einen Streich gespielt, und durch irgend einen Zufall ist ein Sohlenabdruck täuschend ähnlich nachgeahmt worden."

Mikroskopische Photographien des Fundes bewiesen die Unhaltbarkeit dieser Annahme. Sie zeigten klar und deutlich, daß an den Sohlenrändern bei verschiedenen Stichen noch Teile des zerrissenen Fadens der Nähte erhalten waren, während dieser sonst fehlte. Hier konnte man sogar noch eine kleine Nachlässigkeit des Anfertigers entdecken: Durch einen Stich war der Faden zweimal gezogen worden. An anderen Stellen, wo der Faden selbst nicht mehr vorhanden war, hatte er im damals weichen Kalk seinen Eindruck längs der Sohlenränder hinterlassen, als das Oberleder der Sandale absplatzte.

Aufnahmen und Fund wurden nun einer Reihe von Sachverständigen aus der modernen Schuhindustrie und zünftigen Schustern selbst vorgelegt. Alle waren sich darüber einig, daß es sich nur um eine außerordentlich sorgfältig mit der Hand genähte Sandale handeln konnte. Ihrer Ansicht nach mußte eine ungewöhnlich feine Nadel aus sehr elastischem Material benutzt worden sein, um im verhältnismäßig starken Leder derartig kleine Löcher hinterlassen zu können.

Nun wurde der Fund auch Chemikern zur Untersuchung vorgelegt. Diese konnten einwandfrei nachweisen, daß die Ledersohle einen Versteinerungsprozeß durchgemacht hatte, wie er nur im Trias erfolgt sein konnte. Zudem stellte es sich heraus, daß die anscheinend natürliche Färbung des Leders auf Durchdringung mit Eisensulfid zurückzuführen war, das nicht der Triasformation angehört. In den Stichen und anderen winzigen Vertiefungen der Sohle wurden Quecksilbersulfidkristalle gefunden, die nur durch Auslaugung während des Tertiärs aus größeren Tiefen an die Erdoberfläche gelangt sein konnten. Demnach mußte die Sohle schon im Kalkstein eingebettet gewesen sein, als vulkanische Tätigkeit während des Tertiärs das Zutagetreten der sulfidführenden Wasser bewirkte.

So skeptisch auch die Wissenschaft an die Untersuchung dieses geheimnisvollen Fundes herantrat, so wenig ist es ihr demnach gelungen, die versteinerte Schuhsohle von Nevada als Mystifikation zu erkennen. Da aber auf der anderen Seite wieder die Theorie, daß vor mehreren Millionen Jahren schon hochkultivierte Menschen gelebt haben sollen, geradezu ungeheuerlich erscheint, so enthielten sich die mit der Frage beschäftigten Gelehrten bis jetzt jeder endgültigen Stellungnahme. Man kann es der Wissenschaft nicht verargen, wenn sie für die Behauptung, daß gleichzeitig mit den Dinosauriern schon Menschen auf hoher Kulturstufe gelebt haben sollen, noch andere Beweise fordert als die versteinerte Schuhsohle von Nevada.

Freilich ist diese Behauptung nicht zum ersten Mal erst in diesem Zusammenhang aufgestellt worden. Verschiedene Gelehrte sind schon früher dieser Ansicht gewesen. Zu ihnen gehört der Oxforder Professor Soddy, der in einem Aufsatz über „Radioaktivität und Entwicklung der Welt" schreibt: „Manche Sagen deren Quelle wir nicht kannten, erscheinen uns jetzt im Lichte der Wissenschaft anders. Manche sind so alt wie das menschliche Geschlecht selbst. Warum sollten wir nicht aus ihnen die Bestätigung jener Anschauung schöpfen, wonach ein früheres Menschengeschlecht nicht nur die Kenntnisse besaß, die wir uns nun erworben haben, sondern auch dank des Radiums eine Macht, über die wir noch nicht verfügen? . . . Die Legende vom Sündenfall ist vielleicht alles, was uns aus jener Zeit überliefert werden konnte, bevor die Menschheit aus irgend einem uns unbekannten Grunde der Natur wieder erlag, um ihre lang wierige Entwicklung von neuem zu beginnen."

Sollte auch die versteinerte Sandale von Nevada ein Ueberbleibsel aus einer solchen Epoche hochentwickelter Kultur sein? Es ist zu früh, darauf heute schon die Antwort geben zu wollen.

Makanyas Feuerprobe

Die Menschenopfer der Mazogas. — Mord im afrikanischen Urwald. — Essen aus der Hand einer Toten.

Von A. Diez-Langhammer.

Eines Abends unterbrach das Dröhnen der Signaltrommeln das Gespräch, das der englische Distriktskommissar Burrows in der ostafrikanischen Station Msungwe mit seinem Kameraden, dem Hauptmann Hichens, führte. Burrows horchte auf: „Ein Mord in Mtaua! Dreißig Kilometer von hier. Wir müssen sofort dorthin."

Als die beiden Engländer mit ihren Askaris in Mtaua eintrafen, fanden sie das Dorf noch in Aufregung. Scheguna, ein junger Mann, war auf der Rückkehr von Ziegenhütern überfallen und mit einem Speer getötet worden. Die starre Hand des Toten umklammerte noch ein Messer, das Blutspuren aufwies. Demnach hatte Scheguna den Angreifer verwundet.

Der Verdacht lenkte sich auf die Einwohner des Nachbardorfes Mugaro, mit denen die Leute von Mtaua lange in Fehde gelegen hatten. Die Engländer verhörten deshalb den Dorfältesten von Mugaro. Der stritt jede Schuld seiner Landsleute ab: „Ein Mann aus unserem Dorfe kann es nicht gewesen sein denn Scheguna gehörte schon halb zu uns, weil er ein Mädchen aus Mugaro heiraten wollte, die junge Kabaye."

Die Engländer begnügten sich nicht mit dieser Erklärung und suchten die Hütte auf, die Kabayes Vater gehörte. Sie fanden den Alten, das Mädchen und dessen Bruder Makanya. Der junge Schwarze lag verwundet in einer Ecke. „Er ist in der Nacht, da Scheguna getötet wurde, von einem Leoparden angegriffen und verletzt worden, bevor er das Tier erlegen konnte", erklärte der Alte und wies nach einem Fell, das in der Nähe der Feuerstelle zum Trocknen hing. Die Engländer ließen sich die Wunde auf Makanyas Brust zeigen. Sie hatte scharfe Ränder, war aber von parallel laufenden Kratzern begleitet, die nur von einer Leopardentatze stammen konnten. So fiel der Verdacht in sich zusammen, der für einen Augenblick in den Weißen aufgestiegen war: „Makanya ist der Mann, den Schegunas Messer traf." Die Engländer versuchten noch, das Mädchen zum Sprechen zu veranlassen, doch Kabaye schüttelte nur den Kopf: „Ich weiß nichts." — Nach einigen Tagen ergebnisloser Untersuchung mußten Burrows und Hichens nach Msungwe zurückkehren.

Zwei Monate später dröhnten die Trommeln wieder. In Mtaua und gleich darauf in Mugaro war je ein Mann von unbekannten Tätern erschlagen worden. Die Neger wagten sich vor Angst kaum noch aus ihren Dörfern. Rein instinktiv suchten die Engländer erst die Hütte auf, in der Kabaye und Makanya mit ihrem Vater wohnten. Doch das Nest war leer. Alle drei sollten ein paar Nächte vorher verschwunden sein. Niemand wußte wohin „Dämonen schleichen durch den Wald", flüsterte der Dorfälteste und zitterte dabei vor Angst. „Sie erwürgen jeden, den sie treffen."

Burrows und Hichens verzweifelten schon daran, eine Spur der Mörder zu finden, als eines Abends ein junger Schwarzer nach Mugaro kam. Er setzte sich auf den freien Platz zwischen den Hütten und begann im hellen Schein des Vollmondes zu singen. Zweifellos war er irrsinnig. „Das ist der Junge, der nach Schegunas Tod Kabaye den Hof machte", erklärte der Dorfälteste auf Burrows' Frage hin. „Er soll hinter dem Mädchen in den Wald gelaufen sein, als Kabaye mit Vater und Bruder verschwand. Seitdem haben wir ihn nicht wieder gesehen. Er muß von einem bösen Geist besessen sein."

Burrows wollte versuchen, den Irren zum Reden zu bringen. Der Schwarze ließ sich aber nicht fangen und fletschte die Zähne wie ein wildes Tier. So ließ ihn der Engländer laufen. Doch in der Nacht wurden Burrows und Hichens geweckt. Der Irre hatte den Posten vor dem Zelt der Engländer angegriffen. Er wollte zu den Weißen dringen und ließ sich nicht beruhigen. Die Engländer stürzten aus dem Zelt. Der Irre packte den Arm des Distriktskommissars und zog den Weißen hinter sich her wie ein Hund, der einem Menschen etwas zeigen will, was ihn aufregt. Burrows folgte dem Neger mit Hichens und einigen Askaris, und der Irre wurde langsam ruhiger. Er ließ den Arm des Engländers fahren und schlich lautlos vor den Weißen her durch den nächtlichen Wald.

Plötzlich blieb er stehen. „Dort, Kabaye", flüsterte er und zeigte auf einen schmalen Lichtstrahl, der aus einer einsamen Hütte hervorschien. Burrows legte ein Auge an den Spalt. Er sah in das Hütteninnere und erkannte drei Menschen: Einen alten Schwarzen, der die Rolle eines Dorfzauberers zu spielen schien, Makanya und Kabaye. Bruder und Schwester hockten einander gegenüber. Sie waren mit Unterarmen und Unterschenkeln aneinander gebunden. Vor dem Zauberer stand ein Topf, den Makanya anstarrte. Kabaye schien zu schlafen, ihr Kopf war auf die Schulter gesunken.

Da griff der Zauberer mit einem Löffel in den Topf, holte etwas Essen heraus und bot es Makanya. Der stutzte einen Augenblick. Dann hob er den linken Arm, Kabayas rechte Hand fiel hierbei ein wenig zurück, und die Innenfläche zeigte nach oben. Dahinein legte der Zauberer den Inhalt des Löffels. Makanya hob seinen Arm in Augenhöhe, so daß die Hand der Schwester vor seinem Munde stand, und aß. Die gleiche Bewegung führte der Schwarze wiederholt aus, bis Burrow plötzlich wußte, warum der Kopf des Mädchens auf der Schulter lag und warum Kabayas Hand jedesmal schlaff zurück fiel: Makanya war mit einer Toten zusammen gebunden!

Der Ueberfall auf die Hütte erfolgte nun so rasch, daß der Zauberer sich nicht wehren konnte. Er wurde mit Makanya und dem toten Mädchen nach Mugaro gebracht. Dort legte Kabayas Bruder ein Geständnis ab, das den selbst im afrikanischen Busch hart gewordenen Engländer entsetzte: Makanyas Ehrgeiz war es gewesen, Mitglied eines jener Geheimbünde zu werden, zu deren Kult noch immer trotz aller Bekämpfung durch die Weißen Menschenopfer gehören. Doch die Aufnahme in diesen Bund der Mazogas, die als höchste Ehre galt, wurde davon abhängig gemacht, daß der Kandidat mehrere Beweise seiner Furchtlosigkeit und seiner Würdigkeit ablegte. Als ersten verlangte der Zauberer, der das Haupt der Mazogas war, daß Makanya seinen zukünftigen Schwager Scheguna tötete. Makanya führte den Befehl aus. Der Zufall wollte es, daß er kurz vorher einen Leoparden erlegt hatte, weshalb sein Vater den Kampf mit dem Raubtier vorschützen konnte. Die Messerwunde, die Scheguna ihm schlug, war nachträglich mit einer der Leopardenkrallen „korrigiert" worden.

Der zweite Befehl des Bundes lautete: „Töte den eigenen Vater!" Makanya führte den Auftrag in Abwesenheit seiner Schwester aus, die ebenso wie der Alte wußte, daß sie ihrem Schicksal nicht entgehen würde und dem Bruder willig zur Opferung in den Wald gefolgt war. Dann wurde das Mädchen im Beisein aller in die Mysterien des Bundes Eingeweihten von Makanya mit dem Speer getötet. Es wehrte sich nicht. Und nun schaufelten die Schwarzen ein Grab, banden Makanya mit der Toten zusammen und deckten beide mit Zweigen und Erde zu, doch nur so weit, daß der Neger atmen konnte. Dort unten mußte Makanya drei Tage und drei Nächte mit der Toten allein verbringen. Eine Feuerprobe, die nur ein fanatischer Schwarzer bestehen konnte ohne den Verstand zu verlieren. Dann gruben die Mazogas ihn wieder aus, und nun sollte Makanya die letzte Prüfung ablegen: Drei Tage lang mit der Leiche zusammengebunden in der Hütte sitzen und aus der Hand der Toten essen. Er hätte auch diese Probe bestanden, würde nicht der Irre, der seinen verworrenen Reden zufolge ohne Wissen der Mazogas Zeuge der Opferung seines Mädchens gewesen war, den Engländern das Geheimnis verraten haben.

Makanya und der Zauberer endeten am Galgen. Mit ihnen alle anderen Mazogas, deren Namen die beiden verraten hatten. Der Irre fand seinen Verstand wieder. Vielleicht dank des Trankes, den der Zauberer dem armen Burschen kurz vor der Hinrichtung auf Burrows Verlangen bereiten mußte, vielleicht auch dank der Liebreize der jungen Negerin, die der Distriktskommissar ihm bald darauf zuführte als Ersatz für die unglückliche Kabaye und deren Mitgift der Engländer aus eigener Tasche zahlte.

„Mein Vater führt die Dampfwalze!"

Ein Vorfall von erschütternder Tragik brachte kürzlich in Bath (England) einem neunjährigen Kinde den Tod. Joan Smart kam mit mehreren Freundinnen aus der Schule, als sie auf der Straße die von ihrem Vater geführte Dampfwalze sah. In kindlichem Stolz wollte sie vor ihren Altersgenossinnen mit der ihr wichtig erscheinenden Stellung ihres Vaters prunken und lief zu seiner Begrüßung auf die Walze zu. Dabei rannte sie gegen einen Laternenpfahl, prallte zurück und fiel auf die Fahrbahn. Ehe der Vater, der erst durch die Entsetzensrufe der Kinder aufmerksam gemacht wurde, das Steuer herumreißen konnte, war die schwere Walze über den Körper des Kindes hinweggegangen.